Indische Unsterblichkeitstränke und andere Reiseeindrücke

Jürgen Hanneder

Auch auf die Gefahr hin falsch verstanden oder zitiert zu werden: »Alles in Indien hängt mit dem Essen zusammen«. An der Frage des Essens scheiden sich nicht nur die Religionen, sondern auch die Regionen. Meist regt man sich über die schlechten Sitten (*durācāra*) der anderen auf, streitet darüber, ob nun Ghee oder Kokos, ob Zwiebeln oder Knoblauch hineinkommt oder ob beides verboten ist. Nicht besser, eigentlich noch schlimmer, ist es mit den Getränken. Wer genug hat von den Produkten des mit dem Namen des italienischen Freiheitskämpfers Bisleri verbundenen Wasserreinigungsunternehmens und einen Blick darauf werfen will, wie die indische Braukunst die deutschen und tschechischen Bierrezepte weiterentwickelt hat, oder ob sich der Merlot im Dekhan heimisch fühlt, sieht sich zunächst dem völligen Fehlen von Getränken mit Prozentangaben gegenüber. Das Getränk der Wahl ist der Straßentee.

Dem Indien-Enthusiasten ist der sogenannte »Chai« bestens bekannt. Man bekommt ihn in Deutschland bekanntlich in jedem Bioladen, produziert von den weltweit agierenden Konzernen der Fernseh-Gurus. Die Gewürze sind natürlich ayurvedisch, vermutlich auch yogisch – wie alles, was aus Indien nach Europa kommt – und im Zeifelsfalle neuerdings auch »detox«.[1]

Der echte, wirkliche Gewürztee ist, zumindest in Pune, allerdings ein Sud sui generis. Es gibt ihn nicht in Restaurants, sondern in Straßenständen mit prekärem hygienischen Status, somit alles andere als detox. Man vermeide als bakteriologisch untrainierter Europäer die Mehrweg-Gläser. Hierfür wird Teestaub (*tea dust*) minutenlang in aufwallendem Wasser unter Hinzugabe von Kardamom oder/und geriebenem Ingwer gekocht, und dann wird entweder heiße oder lauwarme Milch hinzugegeben und das Ganze gefiltert. Dafür benötigt man mehrere Personen, einer kocht die Ingredienzien in Wasser kunstvoll auf und prüft, wie weit die Abkochung gediehen ist, einer erhitzt die Milch in einem seperaten Topf, und am Ende benötigt man zwei Personen, um alles durch ein Tuch zu sieben. Das Ergebnis ist – wenn man diese Art von sehr süßem Tee mag – sagenhaft und einzigartig. Tee heißt auf Marathi *cahā*, und dieser Tee heißt völlig zurecht *amṛtatulyā cahā*. Auf dem Campus der Pune University ist der nächste Teestand nie weiter als fünf Minuten entfernt, ein wenig wie die Espressospender an einer italienischen Universität, ohne die der Betrieb innerhalb von Stunden zum Erliegen käme. Ein Student schenkte mir, als er von meiner Begeisterung für das Getränk hörte, eine Tasche mit dem abgebildeten Aufdruck vom Kultgetränk.

[1] Es wird im weiteren Verlauf des Berichts keine besonderen Hinweise darauf geben, daß eine Passage ironisch gemeint ist.

Ich hatte mich also wieder in Indien eingelebt. Man vergißt sehr schnell, wie laut und chaotisch der Verkehr eigentlich ist, und man wundert sich darüber jedesmal aufs Neue. Seine Regeln sind nicht mit normalmenschlichen Begriffen zu fassen, er scheint vielmehr einer Art Chaostheorie zu entstammen. So herrscht in Indien zwar wie in England Linksverkehr, aber diese Aussage stellt bereits eine Überbewertung des Konzepts der Straßenseite dar. Die Überwindung dieses kolonialen Erbes läßt sich täglich in der Fahrpraxis beobachten, man fährt einfach, wo Platz ist. Ähnliches gilt für Ampeln oder andere künstliche Beschränkungen (*kṛtrimasaṅkoca*) der Spontaneität (*svātantrya*). Der christlich-konservative Slogan aus den bundesrepublikanischen Südstaaten »Freie Fahrt für freie Bürger« hat hier eine unerwartet gründliche Umsetzung gefunden. Telefonieren mit an der Schulter eingeklemmtem Handy auf dem Motorrad, oder einhändiges Motorradfahren beim Verfassen einer SMS sind ganz alltägliche Verkehrsbeobachtungen. Die abendliche Polizeikontrolle gegenüber von meinem guest house hatte keinen erkennbaren Einfluß darauf.

Der Effekt dieser Regelfreiheit ist aber höchst interessant, denn es bilden sich irgendwie Verfahrensregeln heraus, denen man sich aus schierer Notwendigkeit anpaßt. Einige

sind nicht zu überhören, denn die Kommunikation ist überwiegend akustisch. Fußgänger gehen in Ermangelung von Gehsteigen oft arglos und ohne den Verkehr besonders zu beachten nebeneinander auf engen und dicht befahrenen Straßen. Wenn es zu eng wird, wird gehupt. Oft aber auch nur um anzuzeigen: hier kommt ein Fahrzeug. Das Ergebnis ist natürlich eine Art Dauerhupen – the music of the street, wie es die Tochter unserer Gastgeber blumig ausdrückte. Aber nicht zu unrecht: Im Unicampus ist das Hupen vorboten, und es ist dort gespenstisch still. Lastwagen haben gelegentlich an der Rückseite ein Schild »honk please« angebracht, will sagen, ich fahre, wo ich will, wer vorbei will, soll gefälligst hupen. Und dies beschreibt die gelebte Praxis sehr gut. Man könnte sagen, daß in Indien ein Fahrzeug ohne Licht durchaus fahrtüchtig ist – viele Fahrer schalten das Licht nachts gar nicht an –,[2] aber mit defekter Hupe sollte man das Fahrzeug besser nicht in Betrieb nehmen.

Für Chaostheoretiker vielleicht interessant: Es gibt keine Regeln, aber jeder reagiert ständig auf alle anderen. Man geht nicht als Individuum über eine Straße, sondern wird, wenn man die Straße betritt, Teil einer dynamischen Gesamtverkehrsituation. Man merkt dies immer dann, wenn man zögert und nicht weitergeht, weil einem die ankommenden Raser doch zu schnell erscheinen. Dann müssen alle neu justieren und korrigieren, denn sie hatten sich schon darauf eingestellt, daß man im selben Tempo die Straße überqueren würde und dementsprechend ihre Ausweichmanöver eingeleitet.

Abgelenkt wird man als Indologe in Pune im Straßenverkehr auch von den zunächst verwirrenden Reklamen in Devanāgarī, die sich erst bei mehrmaligem Lesen als Transkription englischer Begriffe herausstellen. Offenbar wurde vor einiger Zeit ein Gesetz erlassen, welches die Beschriftung von Geschäften etc. in Marathi vorschreibt. Umgesetzt wurde es dadurch, daß englische Titel einfach in Devanāgarī (मक्दोनल्दस् sic) geschrieben wurden, und ich versuchte immer wieder beim Vorbeifahren im थ्रीव्हीलर (»three wheeler«, i.e. Auto Rickshaw) die visuellen Rätsel zu lösen. Für gehobene Ablenkung sorgten auch die ansprechend kalligraphierten Namen der Häuser. In der Bhandarkar Road lesen sie sich wie ein Streifzug durch die ältere Literaturgeschichte: मालतीमाधव, मनुस्मृति, गीतगोविन्द etc.

Wir essen vedisch

Nicht in der Schule, aber in den einschlägigen Handbüchern lesen wir vom Lebensstil der alten Inder vor der Entstehung des Buddhismus. Es war eine halbnomadische Kultur, die bildlose Götter verehrte und in der das Opfer einen zentralen Raum einnahm. Aus europäischer wissenschaftlicher Sicht war nur diese die vedische Zeit, während die erst danach hinzutretenden Elemente wie bildliche Darstellungen der Götter, Monotheismus, Askese, Glaube an Reinkarnation usw. einer späteren Zeit angehören.

[2] Tun sie es, handelt es sich fast immer um das Aufblendlicht.

Das »vedische Zeitalter« hat in Indien eine völlig andere Bedeutung. Wo die Wissenschaft Wandel sieht, sehen indische Gelehrte meist Kontinuität. Grundsätzlich ist diese Perspektive ganz verständlich. Ein Mitteleuropäer wäre sicher auch schwer davon zu überzeugen, daß das alte, orientalische Christentum vom späteren lateinischen so radikal verschieden ist, daß wir Begriffe wie den des christlichen Abendlandes besser nicht mehr verwenden sollten.

In Indien geht die Sache aber noch weiter. Man sucht nach Spuren der vedischen Kultur und sieht sie ganz konkret überall. Hier bedeutet vedisch etwas anderes, nämlich urindisch im Gegensatz zu später ins Land gekommen, eine Art Gütesiegel »made in (ancient, pre-muslim, precolonial) India«. Ein gutes, weil offizielles Beispiel findet sich in *Perspektiven Indien*, einer Publikation des indischen Außenministeriums. Dort spielt man, auch wenn man sich der Tatsachen bewußt ist, mit der Imagination und läßt die fünf auch einmal gerade sein:

> Chai (Tee) wurde von den Briten nach Indien gebracht. Kommerziell betrachtet stimmt dies. Wenn man aber auf den Aufsatz von Frederick R. Dannaway mit dem Titel »Tea as Soma« stösst, existierte Tee im alten Indien bereits in Form von Soma.«[3]

Angesichts der Omnipräsenz des Tees in Indien vergißt man häufig die Geschichte der *camellia sinensis* und der Entwicklung des Fermentationsprozesses, ohne den wir noch heute im Bioladen nur Green Chai fänden. Aber sollte gerade die Kolonialmacht für das indische Nationalgetränk verantwortlich sein? Und, wichtiger, sollte man das so sagen (müssen)? Es gibt eine indische Regel, daß man nur das sagen sollte, was wahr und angenehm ist, was heißen soll, das wahre, aber unangenehme verschweige man besser. Eine Erweiterung der Regel wäre, daß man, um Angenehmes sagen zu können, zu Übertreibungen oder Anpassungen der Wahrheit greifen kann, zumindest liegt hier ein solches Phänomen vor.

Denn der Beleg der Diplomatenpostille, der »Aufsatz« von Dannaway, ist eigentlich nur ein Eintrag auf der homepage der *Delaware Tea Society*, und es geht dabei nicht so sehr um Soma, sondern im übertragenen Sinne um Tee als ein sagenhaftes Getränk. Der Autor, welcher der Meinung ist, daß Soma vermutlich *ephedra* war, schreibt im übrigen über chinesischen Tee und Buddhismus, und als Tee-Enthusiast schreibt er »Having been under the influences of rapid infusions of some 1950's Red Mark Yin-Ji Puerh I feel justified in suggesting tea or Camellia sinensis as a possible candidate or substitute for Soma.« Im Original sicher mit einem Augenzwinkern gemeint, wird die Aussage in der Bearbeitung durch *Perspektiven Indien* zu einer mit relativ hoher Wahrscheinlichkeit.

---

[3] *Perspektiven Indien* 29.5 (Sept.-Okt. 2015), S. 59.

Ähnlich in einem Artikel über »Außergewöhnliche Geschichten von alltäglichen Gerichten«, welches die Kulturgeschichte der indischen Lieblingsgerichte zusammenstellt, und wo wir über Dal lesen:

> *Schon gewußt?*
>
> Die meisten indischen Dal-Rezepte enthalten keine Tomaten, was beweist, dass Dal bereits in den Anfangstagen des vedischen Zeitalters existierte.[4]

Kommt ein Rezept für Dal ohne Tomaten, Kartoffeln und Chili aus, also den erst durch die Portugiesen aus Südamerika eingeführten Nahrungsmitteln, dann ist es vedisch. Indische Kulturgeschichte kann so einfach sein. Der Leser wird sich fragen, ob der vedische Chai dann nicht ohne Tee gebraut werden müßte.

Auch die Obsession mancher indischer Zeitgenossen, (fast) alles als ursprünglich indisch bezeichnen zu müssen, ist bereits ein Topos geworden. Die Geisteshaltung ist so verbreitet, daß die britische Fernseh-Comedy »Goodness, Gracious Me« sie als *running gag* in ihre Sendung einbaut. Ein halsstarriger Anglo-Inder versucht seinem in England geborenen Sohn einzuschärfen, daß alles, was er in England sieht und als englisch wahrnimmt, eigentlich indisch sei. Diese Zuspitzung ist nun keineswegs auf Unterhaltungssendungen beschränkt, sondern durchzieht die indische Gesellschaft und sogar Wissenschaft.

Es gibt keinen Tee in Vārāṇāsī

Kurz vor meiner Abreise aus Frankfurt hatte ein Kollege mich für eine Ehrung vorgeschlagen. Die Vergabe wurde bestätigt und ich mußte also für ein Wochende zu einer, wie ich vermutete altmodischen Sanskrit-Vereinigung nach Vārāṇāsī, die anläßlich ihrer Jahresversammlung Preise und Titel vergab, wie dies in Indien, beginnend mit der Schulzeit, üblich ist. Bisweilen bezeichnen sich Autoren auf den Titelblättern als Gold Medalist oder ähnlich.

Zusammen mit vielen anderen sollte auch ich eine Urkunde mit einem blumigen Sanskrittitel bekommen, wobei bis zuletzt offen blieb welcher. Man hatte offenbar keinen festgelegten Fundus an akademischen Titeln, sondern zog historische Bezeichnungen nach Belieben hervor, die dann mit Begeisterung neu vergeben wurden. So gibt es dank dieser Gesellschaft nach Jagannātha auch in der Gegenwart wieder einen Paṇḍitarāja usw. Da sich die gelehrte Gesellschaft als virtuelle Nachfolgeorganisation einer allerdings so nie gewesenen all-indischen Gelehrtenvereinigung sah – die Organisation selbst ist erst wenige Jahrzehnte alt – , war man nicht nur der Überzeugung, alle bisher bekannten Sanskrittitel

[4] *Perspektiven Indien* 29.5 (Sept.-Okt. 2015), S. 56.

aus eigener Machtfülle neu vergeben zu können, sondern sie eben bereits früher vergeben zu haben. Sozusagen die akademische Version des *incredible India*.

Ich hatte im Vorfeld versucht, Details über die Veranstaltung, deren timing und die Frage meiner Mitwirkung herauszubekommen, aber vergeblich. Nach Angaben meines Bekannten war es nicht unüblich, daß »in Vārāṇāsī« so geplant würde, nämlich »spontan«. Für mich war dies insofern weniger erbaulich, da ich anders als viele indische Wissenschaftler nicht die rhethorische Gabe besitze, über ein fast beliebiges Thema über einen ebenso beliebigen Zeitraum frei sprechen zu können. Ich bereitete also Vorträge über ein Thema vor, das für wahrscheinlich gehalten wurde. Erst waren es »Vedische Studien in Deutschland«, alles andere als mein Thema, aber gut. Dann erfuhren die Veranstalter, daß ich über Śivaismus gearbeitet hatte. Der mir zugedachte Titel wurde dementsprechend geändert und eine Woche vorher wurde mir mitgeteilt, daß ich über Śivaismus sprechen sollte. Ein paar Tage vorher dann die Nachricht, die ich irgendwie vorhergeahnt und auch befürchtet hatte: Bitte die Rede in Sanskrit. Ich saß also schwitzend wie Kielhorn in Pune, schrieb eine Rede mit einem kürzeren Sanskrit- und einem längeren englischen Teil und flog nach Vārāṇāsī.

Dort angekommen wurde ich von einem befreundeten Sanskritisten aus Delhi abgeholt, zu dessen Bekanntenkreis ein Polizeichef gehörte, so daß wir für die beiden nächsten Tage nicht nur eine Art Taxi zur Verfügung hatten, sondern auch einen netten Polizisten, der bei Problemen im Straßenverkehr und auch sonst aushalf. So wie ich viele Details in Pune vergessen hatte, hatte ich wohl auch den Verkehr in Vārāṇasī verdrängt, vielleicht ist er aber in den letzten zwanzig Jahren auch wesentlich schlimmer geworden. Hinzu kam, daß der Fahrer zwar vermutlich nie Luc Besson (»Taxi Taxi«) gesehen hatte, aber sein Fahrstil große Ähnlichkeiten mit dem des Hauptdarstellers aufwies, nur mit dem Unterschied, daß die Polizei ihm nicht auf den Fersen war, sondern hier mit im Auto saß. Gab es einen Stau, traditionell veranlaßt im Kreisverkehr durch die nervtötenden Streitereien zwischen Rikshaw-Fahrern (das war auch vor 20 Jahren so), mußte der Polizist ran, der dann ausstieg und—durch seine uniformierte Präsenz wirkend—den Streit lautstark schlichtete. Die VIP-Behandlung war ebenso peinlich wie komfortabel. Hinzu kamen ebenso peinliche Privilegien. Eintritt im Museum, nein. Meinem Kollegen und dem Polizisten fiel dabei zum ersten mal auf, daß in indischen Museen Ausländer den bis zu 20-fachen Preis zahlen. Wem dies übertrieben erscheint, hier ein Beispiel aus Pune: Der Eintritt in den Aga Khan Palace kostet für Indische Bürger 5 Rupien, für andere 100 Rupien. Nun sind dies, wenn man aus dem Euroraum kommt, in der Tat keine großen Beträge, aber hier ist das tatsächliche Indien weit entfernt von der sonst in der Welt gerne projizierten Identität als *global player*.

Die Polizeipräsenz hatte noch weitere Vorteile: Warten an der Schlange, nein. Riesen-

pūjā an der Gaṅgā, natürlich, von der Ehrentribüne, es war irgendwie unwirklich, aber ein schöner Tag zwischen Ghats, Kühen, nach denselben riechenden Gäßchen.

Am Abend, im Gästehaus der Universität, in dem wir untergebracht waren, kamen die Hauptveranstalter, um den ausländischen Gast zu begrüßen. Einer war ein ehemaliger Physiker mit Kontakten zur NASA und Berater der letzten Ministerpräsidenten, der aber im Alter wilde Theorien vertrat, daß nämlich – wie er mir thriumphierend erklärte, das Sanskrit einen stellaren Urspung hat, da die von der Sonne ausgestrahlten Frequenzen genau denen der Sanskrit-Vokale entsprechen, ich glaube ich muß nicht weiter erklären. Der Leiter der Veranstaltung sprach kein English und erklärte mir dann auf Sanskrit, daß die indischen Seher der Vorzeit die ewigen Wahrheiten in Form der Veden erschauten, was für den Indologen nicht wirklich bahnbrechend und neu ist, aber hier eben nicht eine Beschreibung der Position der Mīmāṃsā sein sollte, sondern eine Tatsachenbeschreibung. Die Auswirkungen reichen, natürlich erst seit wenigen Jahrhunderten, bis in die Naturwissenschaften. Mit großer Genugtuung wurde gesehen, daß man nun Pluto den Planetenstatus wieder aberkannt hat, die Inder wußten das bereits vor Jahrtausenden. Sicher entdeckt ein indischer oder genauer vedischer Astronom demnächst Rāhu und Ketu.

Nun kennen Sanskritisten aus der allgemeinen und der speziellen (vedischen) Verschwörungstheorie die entsprechenden Themenkomplexe, die mir nun erklärt wurden. Alles wurde in Indien erfunden, die Weltkultur ist ein Produkt der ausgewanderten Indoarier, aber auch im Detail wurden alle vermeintlich wissenschaftlichen Entdeckungen des Westens zunächst in Indien gemacht und dann von den Kolonialmächten gestohlen. Ich dachte: gut, dann eben keine akademische Konferenz, sondern eher die Möglichkeit für eine Feldstudie über die jüngste indische Vermengung von Wissenschaft, Religion und Politik.

Die Veranstaltung am nächsten Tag begann wie sich kurz vorher herausstellte, um neun, aber der Hauptorganisator war erst um 9.30 mit dem Frühstück fertig. Meinem Kollegen, der ein sehr pünktlicher Mensch ist, war dies peinlich, aber ich hatte mich schon auf indische Zeitangaben a la Vārāṇāsī eingestellt. Mir hätte die distanzierte Beobachtung des Spektakels vollauf genügt, aber die dortige Choreographie hatte mir als विशिष्ठ अतिथिः (special guest) – so auf dem Plakat – eine andere Rolle zugedacht, so daß ich mich wohl oder übel in die ethno-indologische *teilnehmende* Beobachtung einfinden mußte. Es ging also langsam los, ich hatte mich mit einer ganzen Reihe distinguierter Unipräsidenten nach vorne zu setzen, bekam Blumengirlanden und Ehrenschals. Es gab Redebeiträge in Hindi, die ich nicht richtig verstand, nur so viel, daß es nicht um Akademisches ging, sondern um Standespolitisches. Ihrer rhethorischen Intensität nach ähnelten diese Reden eher einer Wahlkampfveranstaltung als einem Konferenzbeitrag.

Zu allem Überfluß war ich der erste offizielle Sprecher, und hielt also meinen vorbereiteten Vortrag über meine Erstedition der Werke eines unbekannten mittelalterlichen

Autors, wobei ich den Eindruck hatte, das Thema völlig zu verfehlen. Der im unmittelbaren Anschluß sprechende ältere Gelehrte nahm in einer in Sanskrit gehaltenen, aber im Gegensatz zu meiner spontan und frei vorgetragenen Rede auf die meine Bezug, auch darauf, daß alle vorherigen in Hindi vortrugen, aber hier ein »Nachfahre Max Müllers« – ein Standardtopos – auf Sanskrit vortrage. Es folgten weitere Reden, freundliche Worte, Blumen, Schals usw.

Der eigentliche Kern der Veranstaltung sollte, wie erst kurz vorher klar wurde, am Nachmittag folgen und die konfuse Dynamik des Vormittags erklärte sich daraus. Die Veranstalter wollten dadurch punkten, daß sie für die Hauptveranstaltung einen möglichst großen Fisch an Land zogen. Sie hatten zunächst einen sehr populären Guru angefragt, der dann auch noch zusagte. Gleichzeitig sagte aber auch der (Bundes-)Innenminister zu, so daß man ersteren wieder ausladen mußte. Beim Mittagessen fieberte man also nervös den Nachrichten über die Ankunft des Hauptgastes entgegen und richtete den gesamten Plan auf diesen Zeitpunkt aus.

Herr Rajanath Singh kam dann ins Zelt gestürmt, ein hinterherlaufender Śrotriya warf Blüten über ihn, dann setzte er sich auf die Bühne und nahm erst einmal Blumengirlanden, es dürften fünfzig gewesen sein, sowie andere Ehrenbezeugungen entgegen. Es gab Reden auf Hindi, sogar eine Art praśasti auf Sanskrit, in der er als neuer Cāṇakya (*abhinavacāṇakya*) bezeichnet wurde, da ihm der Aufstieg Modis zum Ministerpräsidenten zugeschrieben wurde. Ich war mir zunächst nicht sicher, wie schmeichelhaft der Titel gemeint war, aber die Choreographie der Veranstaltung hätte keinen Mißton geduldet. Inzwischen war ich mir ganz sicher, auf der falschen Verantaltung zu sein.

Nach längerer Zeit des Entgegennehmens von Ehrungen mußte nun der Minister seinerseits die Ehrungen verteilen. Ich war gleich der erste, der ein Urkunde bekommen sollte, und bevor ich die Frage, wie man denn eine Urkunde von einem Innenminister entgegennimmt, richtig durchdenken konnte, wurde mir klar: es ist ganz einfach – man stellt sich so hin, daß die Kameras es gut aufnehmen können. Als Herr Singh hörte, daß ich aus Deutschland war, sagte er »die deutschen Philosophen haben auch die indische Philosophie rezipiert«, was ich prompt bejahte, mich aber auch verwirrte. Meine Kollegen fragten später scherzhaft, ob er diesen Satz wohl für den Merkelbesuch auswendig gelernt hatte. Die Rede des Ministers war – ich bekam eine kurze Zusammenfassung – das übliche, was Leitfiguren der BJP anläßlich solcher Veranstaltungen von sich geben zu pflegen. Nachdem sich die Veranstaltung mit der Abreise des Ministers auflöste, gingen wir in einen Tempel und wohnten einer Zeremonie bei, die in ihrer Einfachheit die prätenziöse Veranstaltung wieder ein wenig vergessen ließ.

Nach zwei Tagen in Vārāṇāsī war ich um viele Erfahrungen reicher, vor allem war ich froh, in »mein« Gastinstitut, eine verlgeichsweise unpolitische Oase der Forschung

zurückzukehren, fernab der marktschreierischen Hindunationalismus. Auf dem Rückflug entstand ein Gefühl der Erleichterung, und als ich bei der Stewardess einen Masala Chai bestellte, kam ein Getränk, welches – wie mir schlagartig auffiel – ich mehr als 48 Stunden entbehrt hatte, zwar eine Mischung zum Auflösen (प्रीमिक्स्), vielleicht nicht ganz *amṛtatulyā*, aber weitgehend. Vor allem fiel mir auf, daß der Tee in Benares nicht der Rede wert gewesen war. In der Begeisterung hätte ich gerne ein Chai-Śataka geschrieben, aber während des Rückfluges wurden es nur zwei Strophen: *Über den fehlenden Tee* (in Vārāṇāsī).

चहाभावयुगलकम्

गङ्गातीरे महापूजा छात्त्रा वेदपारायणाः ।
अनुत्तमा विद्वद्गोष्ठी विश्वनाथस्य मन्दिरम् ॥१॥
भैरवीयसमावेशाच्चित्तस्यापि प्रसादनं ।
तत्सर्वं वर्तते काश्यां नामृततुल्यका चहा ॥२॥

Meine weiteren Beobachtungen der indischen Trinkgewohnheiten wurden unerwartet durch einen Text ergänzt, den ich während der Divālī-Ferien edierte. Ich versuche daher hier eine kurzweilige Verbindung von, wenn man so will, Text und Kontext.

Will man einen Blick auf das indische Angebot an alkoholischen Getränken werfen, so muß man zu einer Spezialtheke, mit dem, was man aus England als *off license* kennt. Dort reiht man sich dann in eine Schlange mit anderen, ausschließlich männlichen Gestalten ein,[5] um etwa den durch Besteuerung überteuerten Gerstengärsaft zu erstehen oder indischen Wein, der gar nicht unintererssant schmeckt, aber laut Etikett nicht exportiert wird.

Daß der indische Alkoholkunsum vom südeuropäischen entspannten Umgang mit dem Genußmittel Wein weit entfernt ist, zeigt der prohibitionsmäßige Kontext. Man trinkt nicht zum Essen, eher geheim, und: die meisten Käufer in meinem »Bierladen« haben sich an Hochprozentiges gehalten. Die Ergebnisse, in den Straßen liegende Schnapsleichen, sind morgens zu besichtigen. Aber wie uns die bekannte britische Comedy »Goodness, Gracious Me« erklärt, oder war es Schlegel, stammt ja alles aus Indien, offenbar auch das Koma-Saufen, dessen fortgeschrittene Stadien bereits in den tantrischen Schriften als Erbrechen (*vamana*) und Bewußtslosigkeit (*mūrchana*) beschrieben werden.

Kulinarische Gründe hierfür gibt es eigentlich nicht, denn das Kingfisher Premium Lager Beer wird zwar seit Angaben auf der Flasche seit 1857 gebraut, ohne aber geschmacklich aus dem Rahmen dessen zu fallen, was in Europa von den wenigen riesigen weltum-

[5] Da die neuen Konservativen in Indien wieder gerne nach den ewigen Regeln der Seher der Vorzeit leben wollen – bitte: nach der *Manusmṛti* ist die Frau, die trinkt, jederzeit (9.80) zu ersetzen, während die Frau den betrunkenen Gemahl jederzeit zu ertragen hat (9.78). Die Quellen der tantrischen Trinker widerprechen hier aufs Schärfste: मद्यपानरता या स्त्री कुलस्त्री सैव शङ्करि । मद्यपानेऽप्यशक्ता या कुलभ्रष्टा सनातनि ॥

spannenden Braukonzernen wie InBev produziert wird, also Massenware, oder – wie die Anhänger des *craft beer* es nennen – Fernsehbier.

Bemerkenswert sind allenfalls die Warnungen auf der Flasche, daß Alkohol der Gesundheit schadet. Sogar vom indischen Arzt bekommt man zu hören, daß sich Antibiotika nicht mit Alkohol vertragen. Angesichts der moralischen Strenge dieses Verbots will man nicht kleinlich darauf beharren, daß das Problem ja nur darin liegt, daß die Antibiotika die Alkoholwirkung verstärken. Wirklich behindert wird die Wirkung der Arznei eigentlich durch Milchprodukte, welche deren Resorption behindern, aber dies scheint in Indien kein Problem zu sein bzw. man könnte sie schlecht verbieten.

Da ich die langen Abende der Divali-Ferien und die lauten, nicht so sehr von einer Reihe (*āvalī*) von Lichtern (*dīpa*), sondern von lautem Feuerwerk gekennzeichneten Nächte nützen wollte, beschäftigte ich mich mit den Handschriften eines Handbuchs für das tantrische Ritual, wo ausführlich über die indische Trinkkultur nachzulesen war.

Der Text handelt von allen Arten der Pūjā, die morgendliche Atemübung ist ebenso beschrieben wie die (religiöse) Hausschlachtung der Ziege, die man bei Bedenken – so der Text – outsourcen sollte. Bemerkenswert ist, daß man hier findet, was man in anderen Quellen vermißt, so etwa das Sanskrit-Äquivalent für »Prost« oder auch folgenden religiösen Trinkspruch:

> इदं पवित्रममृतं पिबामि भवभेषजम् ।
> पशुपाशसमुच्छेदकारणं भैरवोदितम् ॥
>
> Das heilige Ambrosia —
> ich trinke es als Medizin gegen die Welt.
> Śiva hat verkündet, daß es der Seele Fesseln durchtrennt.

Kurz kam mir der Gedanke, daß ich mit einer Übersetzung des Textes die Grundlagen für ein neues Geschäftsmodell legen könnte, und ich sah schon die Werbung »Erlösendes Trinken durch ayurvedische Alcopops« einer noch zu gründenden Firma *Alcosoma*, die Blue Lotus statt Blue Curacao zusammenmischt. Aber ich entschloß mich dagegen. Zurück zum Text.

Nach diesem Trinkspruch soll man mit der Linken das Glas erheben, dem Lehrer, seiner Frau und den Schülern einen Gruß schicken und mit ihrer Erlaubnis und dem Ausruf »Wohlsein (*juṣaṣva*)« sich Gott Śiva vor Augen führen, das Glas nun mit beiden Händen ergreifen, ein Gebet sprechen und die »Flüssigkeitsspende« (*tarpaṇa*) vollziehen.[6] Danach

[6] इत्यभिवन्द्य वामहस्तेन पात्रमुत्तोल्य वन्दनं कृत्वा गुरुशक्तिसाधकेभ्य आज्ञां गृह्णीयात् तेन जुषस्वेति ब्रूयुः ततो मूलाधारात्कुण्डलिनीमिष्टदेवतास्वरूपामाजिह्वान्तं विभाव्य गुरुपादुकां स्मृत्वा शिवोऽहमिति विचिन्त्य हस्ताभ्यां पात्रं धृत्वा मूलमन्त्रमुच्चरन् कुण्डलिनीमुखे देवीं तर्पयेत्

bitte das Glas wieder auf die Theke mit der Bitte um einen neudeutsch *refill*, aber der Reihe nach.[7]

Der Text vermittelt uns dann noch Trinkregeln, wie etwa, daß man den Krug nicht mit dem Fuß berühren solle und ja keinen Tropfen auf den Boden fallen lasse: न पद्भ्यां च स्पृशेत्पात्रं न बिन्दुं पातयेदधः। Ferner ist eine gute Sitzordnung vorgeschrieben und daß jeder aus seinem eigenen Becher trinkt. Die Regel wird mit einem strikten religiösen Hinweis bewehrt, bei Nichtbefolgen winkt die »tiefste Hölle«:

> एकासनोपविष्टा ये भुञ्जन्ते चैकभाजने
> एकपात्रेऽपि पिबेद्द्रव्यं ते यान्ति नरकेऽधमे

Damit man es mit seiner religiösen Pflicht nicht übertreibe, finden wir im Text auch Anweisungen über die zu ingestierende Menge. Hier gibt es nun größten Dissens. In einer Quelle, die hierfür zitiert wird, heißt es »man solle trinken, bis der Blick (und vermutlich der Gang) schwankend wird.« ततो यावद्दृष्ट्यादिकं तरलयति तावत्पानं कार्यम्।

Etwa seriöser klingt die folgende Aufforderung zur Mäßigung: Man solle nur Trinken solange der Blick *nicht* schwankt und auch nicht der Geist, alles darüber ist wie das Saufen des Viehs, यावन्न न चलते दृष्टिर्यावन्न चलते मनः तावत्पानं प्रकर्तव्यं पशुपानमतः परम्, das verboten ist पशुपानमकर्तव्यम् (*Sarvollāsatantra*). Gemeint ist mit letzterem natürlich das Trinken des Normalmenschen, der nicht aus religiösen Gründen zum Becher greift. Ähnlich klingt die Regel, die übermäßiges Trinken verbietet, अतिपानं न कर्तव्यम्.

Die ausführlichste Darstellung der indischen Trinkkultur findet sich aber im *Sarvollāsatantra*. Der Text bietet die indischen Benimmregeln, denenzufolge man nicht mit einer Hand den Krug stemmen darf, sondern mit beiden Händen trinkt: नैकहस्तेन दातव्यं न मुद्रावर्जितं पिबेत् । नार्चयेदेकहस्तेन न पिबेदेकपाणिना॥. Keinesfalls darf man das Glas mit dem Fuß berühren oder auch nur einen Tropfen verschütten: न पद्भ्यां च स्पृशेत्पात्रं न बिन्दुं पातयेदधः. Vor dem Trinken proste man den anderen zu: अन्योन्यवन्दनं कृत्वा पिबेत्तदमृतं पुनः । सव्येनोद्धृत्य पात्रं तु मुद्रां कृत्वापसव्यतः॥ Man soll die Gläser nicht verwechseln und auch nicht geräuschvoll trinken: न पात्रं चालयेत्स्थानान्न कुर्यात्पात्रसंकरम् । सशब्दं न पिबेद्द्रव्यं तथैव च न पूरयेत्॥

Am besten ist das Trinken aber in Verbindung mit Deftigem: पानान्ते चर्वणं देवि चर्वणान्ते पिवेन्मधु। मांसं मुद्रां मीनयुक्तां पानमानन्दसंयुताम्॥

Neben der vornehmen Mäßigung kennt das Tantra aber auch das schon erwähnte Erlösungstrinken.

> पीत्वा पीत्वा पुनः पीत्वा यावत्पतति भूतले।
> उत्थाय च पुनः पीत्वा पुनर्जन्म न विद्यते॥

---

[7] तत्र च पात्रमाधारोपरि संस्थाप्य पुनस्तथैव क्रमेण परामृतं गृहीत्वा

Trink! Trink! Trink immer weiter!
Bis Du auf den Boden fällst.
Dann stehe auf und trinke weiter
und es gibt keine weitere Geburt.

Auch vor Drogencocktails schreckten die altindischen Tantriker nicht zurück. Dem Alkohol wurde gelegentlich auch *samvid*[8] gemischt. (पिवेन्मद्यं सम्विदा संयुतं).

Für den gewöhnlichen tantrischen Schluckspecht gelten aber noch weitere Regeln: Alle Trinker sind gleich ohne Kastenunterschiede[9], aber auch wenn man an einem Stammtisch sitzt, trinke man doch aus dem eigenen Glas und bleibe auf dem eigenen Platz sitzen. Wer mit einem anderen aus demselben Glas trinkt, kommt in die Hölle (एकपात्रेऽपि पिबेद्द्रव्यं ते यान्ति नरकेऽधमे). Das indische Reinheitsgebot kommt, wie wir im selben Text unter Reinigung des Alkohol (अथ मद्यशुद्धिः ।) lesen, natürlich nicht von der Regierung, sondern von Śiva selbst.[10]

Dem europäischen Gourmet ist die religiöse Anbindung des Biertrinkens, seine Bedeutung in der Fastenzeit und vieles mehr selbstverständlich geläufig, wenn auch nur in historischer Perspektive. Die säkularen Brauereien sind weit davon entfernt, mit ihrer Tätigkeit religiöse oder soziale Zwecke zu verbinden, und selbst die großen Klosterbrauereien haben ihre religiös-karitative Ausrichtung längst zugunsten einer Großkonzernstruktur aufgegeben. Lediglich das echte Trappistenbier, welches von nur einer handvoll Klosterbrauereien hergestellt wird, bürgt mit dem Namen dafür, daß ein erheblicher Teil des Umsatzes für karitative Zwecke ausgegeben wird – im Osten nichts neues, würde der Tantriker erwidern: »Man trinke Alkohol, so daß man das Wohl aller Lebewesen mehrt.« (पिवेन्मद्यं सर्वप्राणिहिते रतः)

Doch beim nächsten Punkt endet die religiöse Konvergenz schlagartig. Der tantrische Stammtischbruder soll nämlich anders als der Klosterbruder nicht trinken, ohne die weibliche Begleitung ebenfalls zum Trinken animiert zu haben (विना शक्त्या च यत्पानं तत्सर्वं निष्फलं भवेत् [...] पाययित्वा पिबेद्रव्यमिति शास्त्रस्य निश्चयः ॥). Die Weiterungen einer solchen Praxis, die ebenfalls recht deutlich formuliert werden, will ich aus Pietätsgründen und um einer möglichen englischen Übersetzung dieser Zeilen die heute an englischen Universitäten übliche Zensur sowie eine Salve von *trigger warnings* zu ersparen, lieber unübersetzt belassen:

मैथुनेन विना देव मद्यपानं हि दुःखदम् ।
मद्यपानं विना देव मैथुनं पापदायकम् ॥
पानं मैथुनसंयुक्तं जीवस्य मुक्तिदायकम् ।

---

[8] Wörtl. »Bewußtsein«, aber hier ein Codewort für *Cannabis indica*. [9] पिवेन्मद्यं जातिभेदं परित्यजन् [10] तव स्नेहेन वद्धोऽहं विधानं कथयाम्यहम् । शुद्धं कृत्वा पिवेन्मद्यं देवताप्रीतिपूर्वकम् ॥.